

**Joseph Roth an Stefan Zweig: Brief vom 7. November 1933; Brief vom 8. November 1933**

Rapperswil

Dienstag 7 November 1933,

Lieber verehrter Freund,

ich freue mich sehr über Ihre Karte. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich nicht mehr gewußt hatte, was Ihnen zu schreiben. Ich habe das Buchhändler-Börsenblatt und die Arbeiter Zeitung gesehn; das heißt, man hat sie mir mit höhnischem Triumph gezeigt. Selbstverständlich habe ich den lächerlichen Versuch gemacht, zu dementieren. Sie können sich denken, wie mir dabei zu mute war. Sie wissen nicht, daß ich im Begriffe war Thomas Mann, Döblin, Schickele wegen ähnlicher Erklärungen anzugreifen. Als ich das von Ihnen erfuhr, war es wie eine Ohrfeige. Dabei konnte man noch den Dreien zu Gute halten, daß sie von [...] Bermann Fischer materiell abhängig sind. Sie sind von der Insel unabhängig. Sie mußten, meiner Meinung nach, zu der Zeit, als Sie Ihren Brief schrieben, schon die ohrfeigende Schlußbemerkung gekannt haben, mit der die famose Reichsstelle die Loyalitätserklärung der Drei tapferen Schneiderlein geschmückt hatte: sie stünde nach wie vor nicht zu der geistigen Haltung der loyalen Dichter.

Nun, ich begrüße den Abstand, der Sie von den Dreien trennt: Diese schrieben an ihren Verleger mit dem Bewußtsein, daß es publik werde: sie telegraphierten sogar. Sie aber schrieben privat an die Insel. Ich begrüße nicht, daß Sie überhaupt geschrieben haben. Gewiß trennt mich viel von Feuchtwanger. Aber nur, was Menschen trennen kann. Von allen aber, *ohne Ausnahme*, die heute für Deutschland, mit Deutschland, in Deutschland öffentlich tätig sind, trennt mich genau Das, was den Menschen vom Tier scheidet. Gegen stinkende Hyänen, gegen den Auswurf der Hölle ist selbst mein alter Feind Tucholsky mein Waffenkamerad. Und wenn die ‚Sammlung‘ tausendmal Unrecht hätte: gegen Goebbels, gegen Mörder, gegen die Schänder Deutschlands und der deutschen Sprache, gegen diese stinkenden Luther-Fürze hat sogar die ‚Sammlung‘ Recht. Ich finde, daß Klaus Mann, mit dem ich gewiß nicht übereinstimme, die würdigste Antwort auf Ihre Briefe an die deutschen Verleger gegeben hat: die Zuschrift Romain Rollands im neuesten Heft der Sammlung.

Rolland hat Recht. Unter gar keinen Umständen darf ein aufrechter Mensch die ‚Politik‘ fürchten. Wir haben ganz große Beispiele in der Literatur. Es ist ein *Hochmut*, olympischer sein zu wollen als Hugo und Zola. Aber ich gebe zu, daß es Temperamentsache ist, ob man eingreift oder nicht. Loyalität aber bezeugen wollen gegenüber dieser Bande aus Mördern und Scheißern, aus Lügnern und Trotteln, aus Wahnwitzigen und Wortbrechern, Schändern, Räufern, Wegelagerern: Das ist unverständlich. Überlassen Sie den törichtesten Respekt vor der ‚Macht‘, der Zahl, den 60 Millionen den dummen Hendersons und Macdonalds, den Sozialisten, den Politikern der Pleite. Wenn *wir* nicht die Wahrheit sehn und *auch* vor Fürzen erschauern: wer soll denn sonst das Wahre

sehn? Ich höre Ihren Einwand: wir seien Juden. Obwohl auch mir mein Kopf zu teuer ist, als daß ich mit ihm vergeblich oder gar zum Schaden der Andern gegen die Wand rennen wollte, sehe ich nicht ein, warum ich infolge meines Blutes vom Frontdienst befreit werden und in der Etappe kämpfen sollte. Nein! Nur Bestien, wie jene dort, werden mir mein Blut vorwerfen. Ich bleibe im Schützengraben. Ich *darf* nicht danach fragen, was man davon hält. Ich bin ein Mensch und kämpfe gegen die Tiere für die Menschen. Mögen die Dummen sagen, was sie wollen. Die gerechte Sache ist stärker als das Argument gegen mein Judentum.

Ihr zweiter Einwand - ich unterschätze den Gegner. Ach! Ich fürchte, Sie überschätzen ihn. So dumm die Welt auch ist: von diesem Stall, der jetzt in Deutschland herrscht, läßt sie sich nichts auf die Dauer gefallen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der europäischen Kultur und Preußen. Merken Sie das wirklich nicht? Nehmen Sie meinerwegen öffentlich keine Partei. Bewahren Sie meinerwegen sogar noch einen - mir unbegreiflichen - Respekt vor all Dem, was Sie das ‚Elementar-Nationale‘ oder sonstwie nennen wollen. Aber ich beschwöre Sie, hören Sie endlich mit jedem Versuch auf, nach Deutschland auch nur die dünnsten Fäden zu spinnen. Nehmen Sie keine Rücksicht auf die Insel. Jedermann, ganz gleichgültig, wer er ist, wie er früher war, der öffentlich heute in Deutschland tätig ist, ist eine BESTIE.

Sie haben früher dementiert, daß Sie der Arnold Zweig sind. Sie dementieren durch jede Verbindung mit Deutschland, daß Sie der *Stefan* Zweig sind. (Es ist ein Wort Ihrer Leserin)

Sie haben viel zu verlieren - keine persönliche Würde allein, sondern eine literarische - eine weltberühmte Würde. Tausenden, die so über Deutschland denken, wie ich, *nicht wie Sie*, waren Sie eine Stütze, ein Glauben. Im Kriege standen Sie an der Seite Romain Rollands.

Jetzt, wo es schlimmer als Krieg ist, schreiben Sie *aus Rücksicht* an die Insel. Das ist, wie wenn Sie, während des Krieges, an einen Hauptmann des Großen Hauptquartiers geschrieben hätten - nur, weil er sonst durch seine alte Freundschaft mit Ihnen zu Schaden gekommen wäre -: Sie seien ‚im Grunde‘ gar kein Gegner des Kriegs.

Alles kommt von Ihrer schwankenden Haltung. Alles Böse. Alles Mißverständliche. Alle dummen Zeitungsnotizen über Sie. Sie sind in Gefahr, den moralischen Kredit der Welt zu verlieren und im Dritten Reich nichts zu gewinnen. Praktisch gesagt. Moralisch aber: Sie verleugnen eine 30jährige Vergangenheit. Wozu? Für wen? Für einen Geschäftsfreund. Einen braven bornierten Menschen, das Beste, was man von ihm sagen kann, der ‚an Ihnen‘ schwere Tausende verdient hat. Dessen Schwiegersohn [...] ist. Der dadurch allein, daß er in Deutschland bleibt, Alles zunichte macht, was er an Ihnen und sonst Gutes getan hat - getan haben mag. (Auch das Gute war Geschäft.)

Lieber Freund, Sie wissen, daß ich eher zu den Gerecht-sein-Wollenden gehöre, als zu den Unerbittlichen. Mir ist das Engstirnig-Gehässige zuwider, das Sektiererische. Sie wissen es ja. Aber jetzt, jetzt ist die Stunde der Entscheidung da. Stärker, als im Krieg. Jetzt, angesichts dieser höllischen Stunde, in der die Bestie gekrönt und gesalbt wird, hätte selbst ein Goethe nicht geschwiegen. Zumindest hätte er nicht vor Jenen eine Beziehung zu den Gegnern des III.

Reiches dementiert. Jetzt auch ist keine Zeit mehr, von Jud oder Nicht-Jud zu sprechen. Weshalb haben Sie, als Sie im Kriege in der Schweiz waren, nicht bedacht, daß man den schmähhlichen Verdacht gegen die Juden, sie sabotierten das Vaterland, nicht verstärken dürfe? Damals waren Sie ein Jude, genau wie heute.

Ich kann Ihre Haltung nicht billigen. Ich bin ein besserer Freund, als die Insel. Und mir, mir allein zuliebe hätten Sie den unseligen Brief nicht schreiben dürfen. Ohne mich zu fragen. Wenn Sie es nicht gewußt haben, geahnt hätten Sie doch, daß ich solch einen Brief nicht gutgeheißen hätte.

Es ist nicht nur die Stunde der Entscheidung in dem Sinne, daß man gegen Deutschland für den Menschen Partei nehmen muß: sondern auch in dem, daß man jedem Freund die Wahrheit sagen muß. Also sage ich sie Ihnen - und glauben Sie mir, die Eile zwingt mich zu einem feierlichen Ton, der mir peinlich ist -: zwischen uns Beiden wird ein Abgrund sein, so lange Sie INNERLICH nicht ganz, nicht endgültig mit dem Deutschland von heute gebrochen haben. Lieber wäre mir, Sie kämpften mit dem ganzen Gewicht Ihres Namens dagegen. Wenn Sie Das nicht können: bleiben Sie wenigstens still. Schreiben Sie nicht an die Insel, an Den oder Jenen. Um ‚Unannehmlichkeiten‘ dem Adressaten zu ersparen. Sie schaffen sich selbst damit stärkere. Sie sind klug genug, um zu wissen, daß heutzutage in Deutschland der Inhaber der Insel ebenso ein staatlicher Funktionär ist, wie die Reichsstelle. Sie hätten also wissen müssen, daß Ihr Brief kein privater bleiben kann. Schon jeder gewöhnliche deutsche Staatsbürger ist ein arschleckender Angestellter des Staates; geschweige dann der Verleger der Insel, oder Fischers. (Ich wünsche ihnen allen das Konzentrationslager.)

(Schicken Sie bitte, an das ‚Tagebuch‘ eine Abschrift Ihrer Erwiderung an die Arbeiter Zeitung. Herr Schwarzschild hat mir auch von Ihrem Brief an die Insel Mitteilung gemacht. Ich halte es für wichtig, daß er weiß, wo Sie stehen.)

Noch einmal: Sie müssen entweder mit dem III. Reich Schluß machen, oder mit mir. Sie können nicht irgendeine Beziehung zu einem Vertreter des III. Reiches haben - und das ist dort jeder Verleger und zugleich zu mir. Ich mag es nicht. Ich kann es nicht verantworten; nicht vor Ihnen, nicht vor mir.

Antworten Sie mir, bitte, so bald es geht. Küssen Sie Frau Zweig die Hand für mich.

Ihr alter Freund

Joseph Roth.

Mittwoch [8. November 1933]

Lieber Freund, ich lese noch einmal den Brief, den ich Ihnen gestern geschrieben habe. Damit Ihnen jeder Zweifel genommen werde: ich habe Ihnen nicht im alkoholischen Zustand geschrieben. Ich trinke beinahe nur noch weißen Wein. Ich bin vollkommen nüchtern. Zweifeln Sie, bitte, nicht einen Augenblick daran.

Zweifeln Sie, bitte, auch nicht daran, daß ich Ihr Freund bin. Auch, wenn Sie meiner Bitte nicht entsprechen und den Verkehr mit Deutschland nicht

aufgeben können, bleibe ich Ihr Freund und werde Sie immer verteidigen, wo ich kann.

Ich bin mir, ferner, klar darüber, daß es eine Art Anmaßung meinerseits ist, Ihnen mit Verhaltensmaßregeln zu kommen. Entschuldigen Sie mich. Ich glaube, daß ich mein eigenes Leben verpatzt habe. Aber ich glaube auch, daß ich das Leben eines Nächsten genau übersehen kann. Ich glaube, daß ich Recht habe, was *Sie* betrifft.

Bleiben Sie dem Bilde treu, daß ich von ihnen habe. Ich habe Sie richtig porträtiert.

Sie wissen es selbst am besten (und ihre Frau weiß es auch.)

Wenn es überhaupt nötig ist, Das zu sagen, obwohl es schamlos klingen könnte: ich sehe genau durch Ihre Weltklugheit hindurch in Ihr poetisches Herz.

Verleugnen Sie es nicht! Bleiben Sie ihm treu. Es lohnt.

Verraten Sie nicht mehr die ‚Emigration‘! Überlassen Sie Das den Schuftten und den Toren!

Ich beschwöre Sie noch einmal: bewahren Sie Ihre WÜRDE!

Ihr alter

Joseph Roth.

(Br, 286-290)

Joseph Roth an Stefan Zweig: Brief vom 7. November 1933; Brief vom 8. November 1933, Rapperswil, Dienstag 7 November 1933. In: Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos: Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1994. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kiepenheuer Witsch, Köln.